Wingolf Lehnemann

Zur Geschichte und Funktion der Wohnküche im Ruhrrevier

Seit weit mehr als hundert Jahren gibt es Arbeiterkolonien im Ruhrgebiet, und die Literatur über diese Kolonien ist recht umfangreich. Doch erschöpft sie sich zumeist in einer reinen Objektorientierung, bezogen auf die Anlage der Kolonien und auf die Hausgrundrisse. Eine funktionalistische Betrachtung fehlt, und das Wohnen selbst ist bisher ebenfalls nicht untersucht worden. Soweit die Wohnungseinrichtung Interesse gefunden hatte, beschränkte sich dieses auf erzieherische Maßnahmen zur Hebung der Wohnkultur.

Die vorliegende Untersuchung hat das Ziel, diese Lücke teilweise zu füllen. Sie ist im Hinblick auf die Wohnungseinrichtung sachorientiert und bietet dazu Ansätze zu einer funktionalistischen Betrachtung, denn die Wohnung hat nicht nur die Aufgabe, eine Schlaf-, Koch- und Aufenthaltsgelegenheit sowie die Möglichkeit zur Befriedigung hygienischer Bedürfnisse zu bieten, sondern dient auch der Entfaltung des Familienlebens im häuslichen Miteinander, in der Kindererziehung, im Feiern von Festen.

In der Industriegesellschaft besteht eine vollkommene Trennung zwischen Wohnung und Arbeitswelt, auch dort, wo die Wohnung vom Betrieb zur Verfügung gestellt wird, in dem der Wohnungsinhaber beschäftigt ist. Das war oder ist überall dort der Fall, wo seit dem 19. Jahrhundert große Mengen von zuwandernden Arbeitskräften in die Großindustrie des Ruhrgebietes drängten und Wohnungen suchten, diese Nachfrage aber auf dem freien Wohnungsmarkt nicht gedeckt werden konnte. Es entstand die besondere Wohn- und Lebensform der Kolonie.

Unter Kolonien werden im Sprachgebrauch des Ruhrgebietes alle Arbeiterwohnungen als geschlossene Siedlungen in Werksbesitz verstanden, im Gegensatz zu sonstigen Mietwohnungen[1]. Kolonien sind nicht auf den Bergbau beschränkt: Eisenheim, die älteste Kolonie im Ruhrgebiet, entstand 1844 als Anlage der Gutehoffnungshütte in Oberhausen. Hoesch in Dortmund, die Kupferhütte in Duisburg und der Bochumer Verein, um nur einige Beispiele zu nennen, haben ebenfalls eigene Kolonien für ihre Arbeiter errichtet[2]. Im südlichen Ruhrrevier, also an der Ruhr selbst, gibt es kaum Kolonien, sondern überwiegend in den Städten der nördlichen Hellweg-, der Emscher- und der Lippe-Zone.

Es hat sich hier eine Form der Wohnung herausgebildet, die zwar auch andernorts nicht völlig unbekannt ist, aber als Bestandteil des Ruhrgebietes angesehen wird[3] — die Wohnung mit der Wohnküche als Mehrzweckraum. Die Wohnküche gilt als Merkmal der Bergarbeiterwohnung, begründet durch den großen Anteil der Bergarbeiter an der Bevölkerung des Reviers, doch ist diese Einschränkung nicht berechtigt. Tatsächlich ist die Wohnküche eine Eigenart der Arbeiterwohnung im Revier allgemein und darüber hinaus auch in Wohnungen von Handwerkern, Angestellten und unteren Beamten bekannt.

Die Gewohnheit der Bevölkerung an Rhein und Ruhr, eine Wohnküche zu benutzen, findet ihren Grund wohl in der Zugehörigkeit des Raumes zu dem großen norddeutschen Bereich, in den erst spät — teilweise erst im Laufe des 19. Jahrhunderts — die Stube eindrang und die Wohnverhältnisse der ländlichen Bevölkerung veränderte. Die Absonderung der bäuerlichen Familie vom Gesinde vollzog sich seit dem 18. Jahrhundert, wobei die Stube oft nur Winterstube und nicht ausschließlicher Wohnraum der Familie war[4]. Das Vorbild der Bergmannskotten am Südrand des heutigen Reviers hat sicher bei der Planung von Arbeiterhäusern beispielgebend gewirkt[5] im Hinblick auf die Wohnküche. Mit Ursprüngen aus dem ländlichen Wohnen hängt es offenbar auch zusammen, daß das Revier kaum Mietskasernen kennt, wie es sie z. B. in Berlin gab, wo sie zum Negativsymbol für den Mietwohnungsbau des ausgehenden 19. Jahrhunderts geworden sind.

Wohnküchen gibt es in allen älteren Kolonien. 1895 wurden im Landkreis Hörde 57 % aller Arbeiterwohnungen festgestellt, die nur aus Küche und Schlafraum bestanden, Toiletten waren außerhalb des Hauses angelegt[6]. Die Küche war damit ein Allzweckraum, in dem sich — abgesehen vom Schlafen — alle häuslichen Vorgänge abspielten. Überhaupt war das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts die Zeit der größten Wohnungsnot und der schlechtesten Wohnverhältnisse. Das Wohnungsproblem gewann unter dem Schlagwort „Wohnungsfrage" eine solche Bedeutung, daß sich am 23. Januar 1901 auch der Reichstag mit ihm beschäftigte.

In einer 1899 in Herten errichteten Kolonie lagen die Verhältnisse wesentlich günstiger als im Kreis Hörde. In dieser Kolonie nahm die Wohnküche mit 20,67 qm den größten Raum einer 78,66 qm umfassenden Wohnung ein. Die übrigen Räume waren ein Wohnzimmer mit 16,15 qm, ein Schlafzimmer mit 14,82 qm, ein zweites Schlafzimmer mit 14,02 qm und ein Einliegerzimmer mit 13 qm[7]. Wohnküchen in jüngeren Kolonien haben zwischen 17 und 20 qm Grundfläche[8], und sie sind damit in aller Regel größer als die Wohnstuben, die es in diesen Wohnungen ebenfalls gibt. Wesentlich kleiner waren die Küchen in Arbeiterwohnungen außerhalb des Reviers, z. B. in Kiel[9] oder in Berlin. Hier dienten die Küchen nur der Arbeit der Hausfrau.

Die Frage zu beantworten, wie Wohnküchen eingerichtet waren, stößt auf erhebliche Schwierigkeiten. Fotografien alter Wohnküchen sind Raritäten, und bis vor wenigen Jahren gab es im musealen Bereich im gesamten Ruhrgebiet keine Wohnküche. Es ist zur Zeit nicht möglich, ein Bild der Wohnküche etwa um 1870/80 zu zeigen oder das Leben in einem solchen Raum darzustellen. Eine Wohnküche in einem Museum, die Anspruch auf Authentizität erhebt, ist die des Museums der Stadt Lünen. Sie hält den Zustand aus der Zeit zwischen 1900 und 1910 fest, da die Einrichtung nie verändert wurde und ohne Verlust vor einigen Jahren aus Lünen-Süd an das Museum überging. Die Möglichkeit, die gesamte Einrichtung zu übernehmen und die aufgeschlossene Haltung der früheren Besitzerin schufen diesen Idealfall[10].

Die Einrichtung der Wohnküche, die für die meisten dieser Zeit stehen kann, besteht fast ausschließlich aus industriell gefertigten Stücken, die nicht als geschlossene „Küche", sondern einzeln gekauft bzw. günstig übernommen wurden. Neben den üblicherweise zu erwartenden Möbelstükken — Schrank, Tisch, Stühle, Herd — ist die Wasserbank zu nennen, eine einfache Bank ohne Lehne, auf der Wassereimer, Kanne und Schüssel standen, da die Küchen oft keinen eigenen Wasseranschluß hatten und das Wasser vom Flur geholt werden mußte. Der weiß emaillierte Herd, 1911 als letztes Stück gekauft, war keineswegs die Regel, sondern eher die Ausnahme — häufig war der schwarze Blechherd anzutreffen.

Bruno Gluchowski schildert in seinem 1969 erschienenen Roman „Der Honigkotten" mit wenigen Sätzen die Einrichtung einer Wohnküche: „Für die Kücheneinrichtung hatte Hannes zu sorgen. Einen gebrauchten weißen Schrank, eine Wasserbank, einen Tisch mit Linoleumbelag und zwei Stühle erstand er für wenig Geld beim Althändler. Den Handtuchhalter bekam er gratis dazu, fürs Wiederkommen. Den Küchenherd mußte er neu kaufen, darauf bestand Hanna. Sie bekam ein Prachtstück: einen klotzigen Tiefbauherd, weiß emailliert, mit Rosenranken, allerneuestes Modell mit Back- und Bratofen, eingebautem Warm-

Abb. 1: Wohnküche aus Lünen-Süd, um 1905

wasserbehälter und einem nickelstrotzenden Aufsatz für die Ziertöpfe.[11]

Von Besuchern der Wohnküche im Museum der Stadt Lünen wird immer wieder bemängelt, daß der Einrichtung das Sofa, genauer das Ledersofa, fehle. Tatsächlich ist das Sofa ein Einrichtungsgegenstand, der erst in den 20er Jahren Eingang in der Wohnküche fand. Anders ist es mit dem Korbsessel, den es schon früher in solchen Räumen gab. Zu den Neuerungen der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg gehören auch die Tapeten; bis gegen 1930, teilweise noch länger, war es üblich, die Wände weiß, eventuell etwas getönt, zu streichen. Diese Arbeit wurde einmal im Jahr, grundsätzlich in Eigenarbeit, durchgeführt. Dabei hing es von der Konfession ab, wann die Küche angestrichen wurde: Katholiken taten es am Karfreitag, evangelische Christen am Palmsonntag.

Man hängte in den Wohnküchen Erinnerungsblätter an Kommunion und Konfirmation auf, auch Blätter aus der Militärzeit, dazu Urkunden von Siegen bei sportlichen Veranstaltungen und aus der Vereinstätigkeit. Oft fanden solche Stücke ihren Platz auch in der guten Stube. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden in stärkerem Maße Drucke als Wandschmuck in die Räume gebracht, wie sie als Trivialkunst seit einigen Jahren Gegenstand der Forschung geworden sind.

Ein lebendiges Bild von der Einrichtung einer Wohnküche in Buer um 1920 und von der Wertschätzung der einzelnen Teile liefert das von Moritz Grän[12] aufgearbeitete autobiographische Material, auf das im folgenden wegen seiner Anschaulichkeit zurückgegriffen werden soll: „Beim Eintritt aus dem Flürchen in die Wohnküche fiel der Blick auf die Längswand, vor der neben der fünfsitzigen Holzbank auf gedrehten Füßen und mit steifer Rückenlehne der Tisch stand, in den frühen Jahren einfach mit einer Wachstuchdecke fest überzogen, so daß nur selten eine Tischdecke aufgelegt wurde, z. B. zum Sonntagnachmittagskaffee mit Besuch. An jeder der freien Tischkanten stand ein Stuhl. Vaters Platz war am Ofen, er war von der Kokerei her hohe Temperaturen gewohnt. Sein erster Gang nach Heimkehr von der Kokerei war immer an die Ofentür, um nachzuschütten. Ihm war es zu Hause oft zu kalt.

Womit wir beim Herd, der Kochmaschine, wären! Das war lange Zeit ein ‚Statussymbol', wie heute etwa das Auto. Je mehr ‚silberne Beschläge' er hatte und je dicker die silberglänzende Umrandung war, desto schöner war der Ofen. Redensart in der Kolonie: ‚Die verhungern, weil die Herdplatte nicht dreckig werden darf!'

Mein Vater stand auch an den arbeitsfreien Sonntagen — nicht jeder Sonntag war arbeitsfrei! — so früh auf, als ob er zur Kokerei müßte, also um kurz vor fünf Uhr. Dann nahm er sich die Ofenplatte mit Schmirgelpapier verschiedener Härtegrade fachmännisch vor.

Während bei meiner Tante Maria ständig ‚Schiewen' auf dem Herd standen, rohe Kartoffelscheiben also, die durch einen Zug nach vorne auf die Ofenringe sofort ins Bruzzeln gebracht werden konnten, gab es das bei uns nicht. Wir hatten bald einen eingebauten Wasserkessel auf der Herdplatte, der vom abziehbaren Rauch mitgeheizt wurde und ständig warmes Wasser anbot.

Daß die Kohlen manchmal mehr Steine als Kohle hatten, mußte in Kauf genommen werden. Die Kohlen waren ja Deputat. Holz zum Anzünden gab es auch, wenn auch nicht immer in ausreichender Menge, so daß die Kumpel die berühmten ‚Mutterklötzkes' — Abschnitte von den Stempeln — aus der Grube mitbrachten.

Obwohl die Zeche Schönheitsreparaturen in geregelten Zeitabständen in den Wohnungen nebst Treppenhäusern vornahm, wurde die stark strapazierte Wohnküche (Ofenrauch vor allem!) in eigener Regie geweißt. Die Wände waren leicht getönt, wurden durch Muster — in festes Papier gestanzte Blumen oder Ornamente — in lebhafteren Farben geschmückt. Tapeten gab es, selbst in der guten Stube, erst in den späten 20er Jahren, wenn ich mich recht erinnere.

Abb. 2: Wohnküche aus Lünen-Brambauer, 1928

Abb. 3: Wohnküche aus Lünen-Brambauer, 1928

Abb. 4: Abgeteilte Küche, Castrop-Rauxel, 1952

Da meine Mutter lieber nähte und handarbeitete als haushaltete, hing bei uns über der Bank immer ein gestickter Wandspruch, ‚Eigener Herd ist Goldes wert'. Über dem Herd das Löffelbrett: Eine Emaillewand, die sich unten zu einer Mulde wölbte und einen Riegel hatte, an dem die Schöpflöffel hingen. Daneben an Nägeln zunächst auch die gängigsten Töpfe. Neben dem Herd stand an der Kopfseite der Wohnküche ein hell gestrichener Geschirrschrank. Porzellan: Zwiebelmuster, wenigstens was das Kaffeegeschirr anging. Später hatten wir auch ein mehrteiliges Service mit Goldrand. Übrigens: Zwischen Herd und Sitzbank hing das Herdeisen, das ich noch heute habe. Vater hat es meiner Mutter zur Verlobung überreicht: Eine Messingplatte, die oben in geschwungene stilisierte Weinblätter ausläuft, die auch unten die mit Haken und Ösen ausgestattete Frontplatte schmücken. In die Blattformen sind Adern eingekerbt. ‚Bis auf die Knöpfe, die ich billiger kaufen konnte', sagte mein Vater mir, ‚ist das alles Handarbeit.' Daran hing die Bratpfanne, aber auch die Kehrschaufel, der Kehrbesen, das Bratenmesser und das Stocheisen sowie der Bügelbolzen, während das leere Eisen auf dem Herd stand.

Während das Porzellan hinter Glasscheiben im oberen Teil des Küchenschrankes stand, waren unten Tiegel und Töpfe eingeschlossen. Dr. Wilhelm Brepohl weiß, daß die Schlesier am längsten einen an der Vorderfront mit einem handtellergroßen Sieb ausgestatteten Brotschrank bewahrten, der später oft auf den Flur abwandern mußte, aber nicht verschwand. Zwischen dem Spülbecken in der Ecke und diesem Schrank hing der Spiegel, darunter der mit Laubsäge gezimmerte Kammkasten, während Vaters Rasiermesser oben auf dem Schrank wohl verwahrt war.

Beim Spülstein fällt mir das Messingputzen ein. Heranwachsend wurde es uns übertragen, die Türklinken und den Wasserhahn blitzblank zu putzen.

Neben dem Handtuchhalter stand dann die Anrichte an der zweiten Längswand, ein schweres Stück Möbel, dunkler als der Geschirrschrank, das wir alt hatten kaufen können. An der Fensterwand stand der kleine Schrank, darüber das Regal mit Gewürztöpfen mit Aufschrift. Da hing seitwärts an der Tür auch der Schuhputzkasten, darüber der laubgesägte Eierschrank mit kunstvoller Tür, und in der Ecke zwischen Tür und Fenster ein Vogelbauer. An Bildschmuck in der Küche erinnere ich mich nicht.

Natürlich hatte Vater einen Henkelmann, da ihm mittags das Essen vor das Tor der Zeche gebracht werden mußte. Da gab es zwei Arten von Henkelmännern, offenbar zeitlich nacheinander: Zunächst die beiden hohen runden Töpfe mit einer Halterung, die gleichzeitig den Tragegriff hatte, dann die mehr flachen Behälter, ebenfalls mit einer Halterung, aber mit verschiedenen Schalen übereinander, und getragen mit einem Griff, der alle flachen Töpfe mit Ösen in sich aufnahm."

Auf besondere Anfrage nach dem Tapezieren berichtet Moritz Grän, der deswegen in einem Altenclub nachgefragt hatte: „Als z. B. eine Frau spontan berichtete: ‚1936, als ich selbst heiratete, wurde in unseren Wohnungen erstmals die Wohnküche mit Tapeten ausgeklebt', erwiderte eine andere Frau mit hörbarem Tone der Überheblichkeit sehr eindringlich: Ach, bei uns — wir haben so was alles selbst gemacht — gab es schon 1926 Tapeten.' Aus eigener Erfahrung weiß ich zu diesem Kapitel, daß sowohl die Wohnküche wie die gute Stube, aber auch das Treppenhaus und die Wände in den Schlafzimmern in früher Jugend einfach gekälkt waren, wenn auch nicht weiß, sondern leicht getönt. Natürlich machten die Eltern das selbst, zumal der Anstreicher der Kokerei half, dem mein Vater ‚elektrische Arbeiten' in seiner Wohnung machte. Bestätigen möchte ich das, was eine Frau sagte: ‚Wir tauchten einen neuen Schrubblappen in Farbe und rollten mit ihm Muster auf die Grundfläche.'"

Nach dieser Schilderung der Einrichtung war die Wohnküche zunächst das Reich der Hausfrau. Sie bereitete hier das Essen vor, sie spülte hier, mußte hier die üblichen hausfraulichen Arbeiten wie Nähen und Flicken besorgen und gelegentlich auch die Wäsche waschen, obwohl es in den Kolonien häufig Waschküchen in den Stallanbauten gab. Die Hausfrau gab durch die selbst gestickten Überhandtücher und Wandschoner dem Raum eine individuelle Atmosphäre. Die Wohnküche war aber auch das Reich der Kinder, die hier unter den Augen der Mutter spielten und ihre Schulaufgaben verrichteten. Sie war weiter allgemeiner Wohnraum. Es gab sogar eine feste Sitzordnung — in der Regel hatte die Mutter den Platz zunächst am Herd, die Kinder saßen auf der Bank.

Die Wohnküche war damit der übliche Alltags- und auch Feiertagsraum der Familie, selbst dann, wenn die Woh-

nung eine eigene Stube besaß — häufig genug war diese Stube allerdings Kinderschlafzimmer oder an Schlafgänger vermietet. Sonst war die Stube hohen Festtagen und hohem Besuch vorbehalten: Verwandte, Nachbarn und Bekannte kamen vielmehr in die Wohnküche, jedoch blieben sie bei kurzem Besuch in der Tür stehen und wurden gar nicht zum Nähertreten aufgefordert, selbst wenn sich das Gespräch länger als beabsichtigt hinzog. So ist es verständlich, daß bei dieser Art nachbar- oder verwandschaftlicher Kontrolle die Wohnküche trotz der vielfachen Beanspruchung gepflegt war. Es war üblich, daß die Herdplatte stets hochglänzend geputzt war.

Gewiß stand die Stube, die „gute Stube", höher in der Wertschätzung als die Wohnküche. In ihr verwirklichten die Arbeiter ihre Wünsche nach bürgerlicher Wohnkultur. „Sollte mal unsre gute Stube werden, mit Plüschsofa, Nußbaumkonsole, Vertiko, Ausziehtisch und sechs Stühlen, sonntags für'n Besuch", läßt Bruno Gluchowski den Bergmann Julius Gretzko sagen[13], der ein leeres Zimmer weitervermietet. Möbel und Bilder der guten Stube dienten der Repräsentation und leugneten ihre Herkunft aus oberschichtlichem Vorbild nicht[14], und der Ausdruck „Gelsenkirchener Barock" kennzeichnet sie treffend als historistisch. Neorenaissance- und Neobarockmöbel waren und

Abb. 5: Wohnzimmer, Castrop-Rauxel, 1952 (Blick von der Küche in Abb. 4)

Eine selbstverständliche Einstellung sparsamer Haushaltsführung ließ es gar nicht zu, daß außer der Wohnküche ein anderer Raum beheizt wurde. So war die gesamte Familie gezwungen, in der Wohnküche beisammen zu sein. Bei größerer Kinderzahl konnte der Raum also, womöglich noch mit Kochgerüchen belastet, von drangvoller Enge sein. Das Leben in einer solchen Gemeinschaft gab mannigfach Anlaß zu Reibungen und forderte eine ständige Rücksichtnahme, bot aber zugleich die Möglichkeit ständiger Erziehung und forderte zumindest teilweise ein vorbildliches Verhalten der Eltern. Hier wurden die Kinder geprägt!

sind auch heute wieder deutliches Zeichen für das Streben nach einer als gemütlich empfundenen Umgebung und in ihrer Bedeutung als Teil des Geltungskonsums nicht zu übersehen. So mußten alle Versuche, der Arbeiterschaft formschöne und qualitätvolle Möbel nahezubringen, scheitern. Daß die wirkliche Bedeutung der Stube kleiner war als die der Wohnküche, kann man an ihrer geringen Größe ablesen, die es nicht zuließ, ein Fest mit vielen Personen zu feiern[15].

Bei allen Schwierigkeiten, die sich durch die beengten Verhältnisse in der Wohnküche ergaben, besonders im Hin-

blick auf eine größere Kinderzahl und mögliche Mitbewohner, etwa Kostgänger, ist ihr Vorteil nicht zu leugnen: Sie vereinigte alle Mitglieder der Familie. Das ist keineswegs, wie man im Hinblick auf die wesentlich frühere Differenzierung der Wohnfunktionen in Oberschichten vermuten könnte, ein Zeichen von Armut, sondern eine Fortführung von Lebensgewohnheiten, wie sie im vorindustriellen, bäuerlichen Bereich üblich waren. Sie erhielt sich, zwar vermittelt von den Trägern und Architekten der Kolonien, bei den Arbeitern, die aus ländlichem Raum in die Industrie abwanderten. Wie in der Wohnküche der Kolonien war auch im Bauernhaus die offene Küche ein Bereich, der mehreren Funktionen diente, einzig das Schlafen war ausgesondert. Der Wohnküche fehlt die Intimität, und dieses bezeichnende Merkmal teilt sie mit älteren Wohnformen.

Das Ausgliedern einzelner Funktionen aus der Wohnküche bei der Anlage neuer Kolonien begann nach dem Ersten Weltkrieg und zog sich, unterbrochen durch den Zweiten Weltkrieg, bis nach 1950 hin. 1950 wurde zunächst im Bochumer Bergbau-Museum die Ausstellung „Die Bergmannswohnung in Geschichte und Gegenwart" gezeigt, an deren Zustandekommen die Vereinigung der Freunde von Kunst und Kultur im Bergbau maßgeblich beteiligt war. Kleinere Ausstellungen folgten in vielen Städten des Reviers. Sie sollten Anregungen für die Einrichtung von Bergmannswohnungen geben. Diese Form der Wohnberatung wurde jahrelang fortgesetzt, 1955 wurde beispielsweise eine Ausstellung in Essen-Stoppenberg durchgeführt[16].

Zuerst wurden das Kochen und Spülen verdrängt durch den Bau von Kochnischen und später Kochküchen. Zeitweilig wurden auch Spülküchen gebaut. In den 20er Jahren wurde das Kochen in kleine Kochnischen verlegt, die z. B. durch einen anderen Fußbodenbelag von der Wohnküche getrennt wurden, auch durch einen Vorhang. Damit war die Wohnküche in eine kleine Küche und einen größeren Wohnraum aufgeteilt worden. Die vollständige Trennung schließlich ergab sich durch den Einbau einer Tür. Da die Entwicklung von arbeitssparenden Küchengeräten und durchgeplanten Kücheneinrichtungen parallel lief, war durch die Einrichtung von Kochküchen bald die völlige Trennung von Arbeits- und Wohnfunktion der Wohnküche erreicht.

Der neu entstandene Wohnraum erhielt nicht etwa die gleiche Wertschätzung wie die einstige gute Stube, — das verbot sich schon aus der Notwendigkeit, ihn als Alltagsraum nutzen zu müssen. Ein fast ritualisiertes Verhalten,

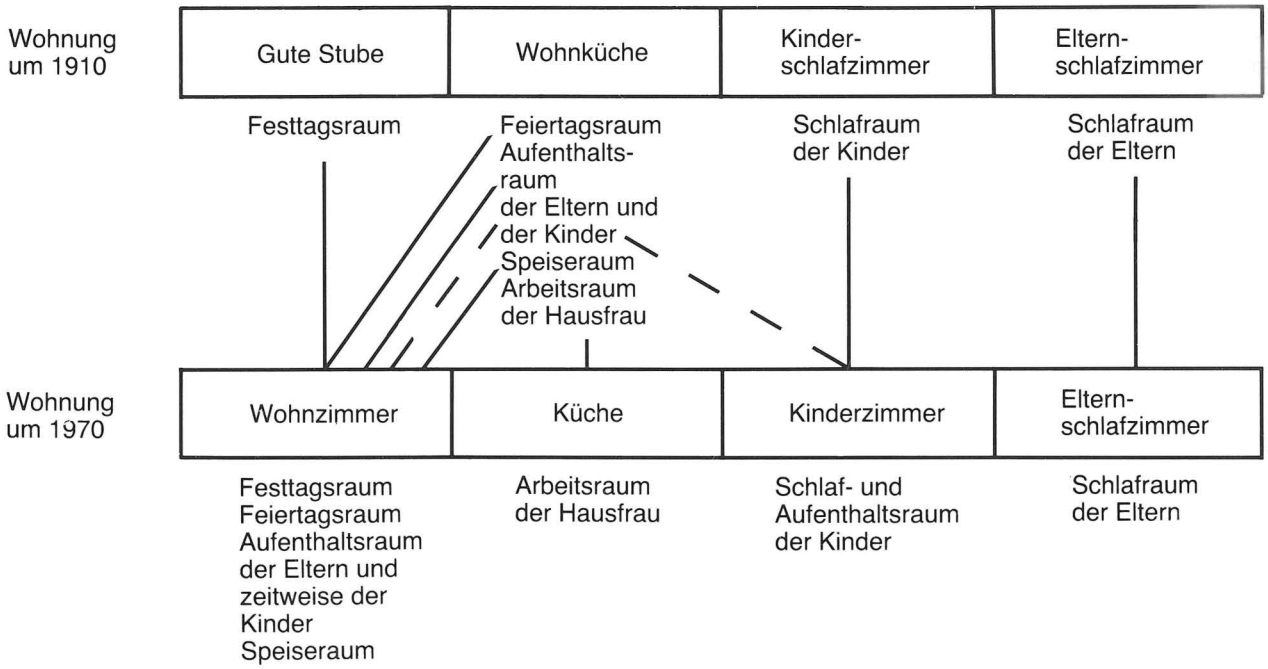

Abb. 6: Schematische Darstellung des Funktionswandels der Wohnküche zwischen 1910 und 1970

wie es sich für die Stube ergeben hatte, konnte im Wohnzimmer gar nicht erst aufkommen. Ein übriges tat die Möbelindustrie, die mit dem Sessel ein Ausstattungsstück lieferte, das strenger Haltung widersprach. Der bequeme Sessel lädt im Gegensatz zu dem hohen Stuhl zu legerer Haltung ein. Das Wohnzimmer ermöglichte ein ungezwungenes Leben. Es ist mehrfunktional wie einst die Wohnküche, jedoch ohne die Arbeitsfunktion.

Die übrigen Aufgaben der Wohnküche unterlagen ebenfalls Veränderungen, die nicht auf die Arbeiterwohnung beschränkt waren, sondern allgemein gelten und das gesamte Wohnen erfaßt haben, in das der besondere Arbeiterwohnungsbau in den 50er Jahren eingemündet ist. Wohnungen, die für Bergarbeiter in den 80er Jahren geplant sind, unterscheiden sich überhaupt nicht mehr von anderen Mietwohnungen.

Der auffälligste Wandel im Wohnen ist einerseits durch die Zentralheizung, die ein ständiges Bewohnen aller Räume ermöglicht, andererseits durch die Aufnahme von Unterhaltungsgeräten, die die gesamte Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, verursacht worden. Anders als das Radio erfordert das Fernsehprogramm die Aufmerksamkeit zweier Organe: Arbeit im Wohnzimmer während der Einschaltzeiten ist nicht mehr möglich. Sie beschränkt sich auf den Vormittag und die frühen Nachmittagsstunden. Das einstige Miteinander des Feierabends ist einem Nebeneinander gewichen.

Auch die Kinder sind von der Entwicklung betroffen. In der Eßecke des Wohnzimmers können sie noch ihre Schularbeiten erledigen, zumindest solange sie kleiner sind und durch die Mutter die erforderliche Hilfe und Kontrolle erhalten. Nicht schulpflichtige Kinder am Vormittag zu beaufsichtigen, fällt der Mutter wegen der geringen Größe der Küche schwer, wenn sie in ihr arbeiten muß. Mit zunehmendem Lebensalter führt der Weg der Kinder ins Kinderzimmer, das nicht mehr das frühere Kinderschlafzimmer ist, sondern ein eigenes Reich der Kinder, in der Regel ausgestattet mit entsprechender Kinder- oder Jugendzimmereinrichtung, Spielzeug und eigenem Unterhaltungsgerät, das einen Rückzug der Kinder und Jugendlichen aus dem Wohnzimmer schon der Lautstärke wegen notwendig macht, mit der diese die ihnen gebotene Art von Musik zu hören pflegen. Das Kinderzimmer ist damit mehrfunktional geworden.

Unverändert geblieben ist nur ein Raum der Wohnung, das Elternschlafzimmer.

Der Funktionswandel der einzelnen Räume der Wohnung ist am deutlichsten an dem meistgenutzten Raum, der Wohnküche, ablesbar. Mit ihrem Aufgeben setzt ein Verlust an familiärer Einheit ein — die trotz der räumlichen Enge gegeben war — zugunsten eines individualisierenden und auch konsumorientierten Wohnens. Diese Entwicklung verläuft im Anschluß an die Auflösung der Mehrgenerationenfamilie.

ANMERKUNGEN

1. Vgl. Hundt, Robert: Bergarbeiter-Wohnungen im Ruhrrevier, hrsg. v. Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund, Berlin 1902, S. 11, Anm.
2. Vgl. Vögler, Eugen: Industrieller Arbeiter-Wohnstättenbau, in: Stahl und Eisen, 57, 1937, S. 477—480.
3. Dazu vgl. Meyers Konversations-Lexikon, 5. Aufl., 1. Bd., Leipzig/Wien 1896, Tafelinformation neben S. 799.
4. Das Wohnen im ländlichen Raum war viel differenzierter, als es hier dargestellt werden kann, — Näheres bei Gläntzer, Volker: Ländliches Wohnen vor der Industrialisierung, Münster 1980 (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland. 12).
5. Vgl. Brepohl, Wilhelm: Industrievolk Ruhrgebiet, Tübingen 1957, S. 218 f. sowie Richmann, Klaus: Die Köttersiedlung Vormholz im Muttental bei Witten, in: der Anschnitt, 27, 1975, H. 4/5, S. 3—43.
6. Dazu vgl. Hundt (1902), S. 3.
7. Vgl. ebd., S. 28.
8. Vgl. 10 Jahre Treuhandstelle für Bergmannswohnstätten im rheinisch-westfälischen Steinkohlenbezirk GmbH, Essen 1930, S. 28—32.
9. Vgl. Meyers Konversationslexikon (1896), Taf. Arbeiterwohnungen I, Fig. 2.
10. Ein Arbeiterwohnhaus vom Stadtrand Osnabrücks wird vorgestellt bei Segschneider, Ernst Helmut: Skizzen aus dem Alltag eines Belmer Bürgers, in: Heimatbuch Belm, 1980, S. 186—205. Aus dem Haus ist die sog. Menke-Stube in das Kulturgeschichtliche Museum der Stadt Osnabrück übernommen worden. Ein ostfriesisches Landarbeiterhaus ist im Museumsdorf Cloppenburg errichtet worden, — vgl. dazu Kaiser, Hermann: Ein ostfriesisches Landarbeiterhaus, Museumsdorf Cloppenburg 1980.
11. Gluchowski, Bruno: Der Honigkotten, Recklinghausen 1969, S. 17.
12. Das von Moritz Grän zusammengetragene Material betrifft in der Hauptsache die Orte Buer und Marl. Das Manuskript wird z. Z. für die Veröffentlichung vorbereitet.
13. Gluchowski (1969), S. 15.
14. Vgl. Brepohl (1957), S. 289 und 297.
15. Wie überhaupt ein Fest in der Kolonie gefeiert wurde, schildert Gluchowski (1969), S. 18—26.
16. Entsprechende Nachrichten enthalten die betreffenden Jahrgänge des „Anschnitt".

Anschrift des Verfassers:
Dr. Wingolf Lehnemann
Hildegardstraße 4
D-4670 Lünen